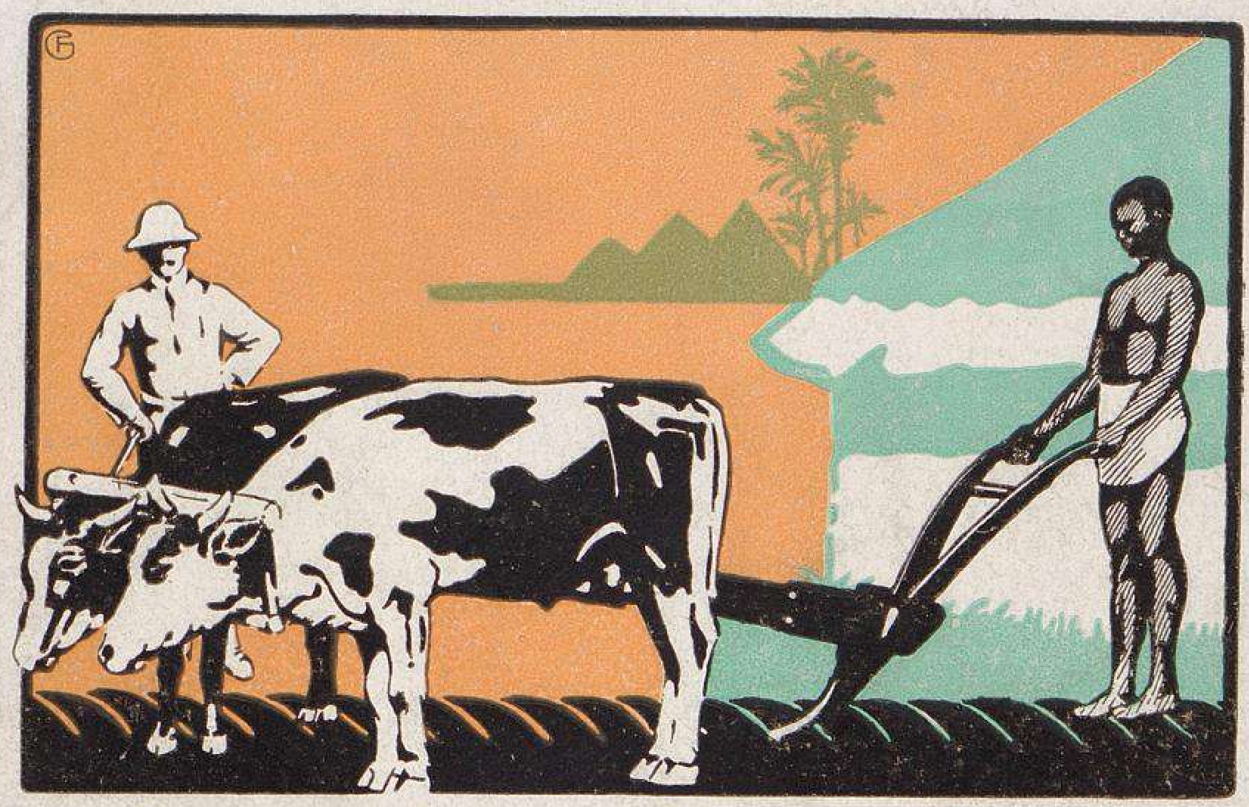
Englische Urteile



über die deutsche Kolonisationsarbeit

Herausgegeben von
Dr. A. Mansfeld und
G. Hildebrand

*

Dietrich Reimer (E. Vohsen), Berlin SW 48, Wilhelmstraße 29

Englische Urteile
über die
deutsche Kolonisationsarbeit



Herausgegeben von Dr. A. Mansfeld und G. Hildebrand



Dietrich Reimer (E. Vohsen), Berlin SW 48, Wilhelmstraße 29

Vorbemerkung.

(Englands Taktik in neutraler Beleuchtung.)

Es ist eine alte Gewohnheit der Engländer, ihre jeweiligen Feinde — oder sagen wir eindeutiger diejenigen Staaten und Länder, auf die sie es jeweils besonders abgesehen haben — moralisch so schlecht zu machen, daß die gläubigen Hörer und Leser all der vernichtenden Anklagen notwendig zu dem Gebetswunsch nach einem gerechten Gottesgericht gelangen müssen. Ein solches Gottesgericht zu vollstrecken sind dann merkwürdig oft die Hauptankläger ausersehen — die Engländer selber.

Diese alt-englische Gewohnheit hat sich auf kolonialpolitischem Gebiet zu einer Art von moralischem Vormundschaftssystem erweitert. Was in den Kolonien vorgeht — nicht etwa nur oder vornehmlich in den englischen, nein, gerade auch in den fremdstaatlichen —, darüber wird in England gleichsam ein Wohlverhaltungsregister geführt. Sobald es dann dem englischen Auswärtigem Amt gefällig ist, einem kolonialpolitisch tätigen Staat Schwierigkeiten machen zu wollen, werden sich unfehlbar die Beweise häufen, daß sich in dessen Kolonien Dinge abspielen, die ein Eingreifen der kolonialen Vormundschaftsbehörde in London rechtfertigen und sogar dringend erfordern.

Mit dieser Feststellung soll keineswegs die Tatsache geleugnet oder entstellt werden, daß es in Großbritannien seit 100 Jahren zu jeder Zeit eine Anzahl hochehrenwerter Männer und Frauen gegeben hat und sie ganz bestimmt auch heute gibt, die einerseits durch die ihnen zu Gebote stehende Kenntnis aller wichtigeren Vorgänge in den verschiedensten Teilen der Welt, andererseits durch ihr starkentwickeltes Rechtsbewußtsein und Menschlichkeitsgefühl in die Lage versetzt sind, die allgemeine Aufmerksamkeit auf koloniale Mißstände zu lenken, deren Beseitigung ohne ernstlichen Druck der öffentlichen Meinung scheinbar unmöglich ist oder ungebührlich auf sich warten läßt. Eine derartige Tätigkeit, die der

menschlichen Gesellschaft gewiß nur zum Segen gereichen kann, soll hier keineswegs verächtlich gemacht werden. Aber es ist nun einmal geschichtliche Erfahrungstatsache, daß die humanitären und kulturfördernden Bestrebungen der erwähnten Kreise in der Praxis nur all zu oft zum Vorteil der Engländer gedient und zur Vergrößerung des englischen Weltreiches geführt haben. Durch diese ihre häufige und häufig erfolgreiche Verbindung mit egoistischen Interessen der britischen Politik müssen solche humanitären Bestrebungen notwendig verdächtig werden und den gewiß nicht wertlosesten Teil ihrer Absicht, nämlich ihre moralische und erzieherische Wirkung, vollkommen verfehlen.

In weiten Kreisen nicht nur Deutschlands, sondern auch des neutralen, ja des heute feindlichen Auslandes, standen die Engländer denn auch schon lange vor dem Kriege in dem Verdacht, daß alle ihre bei den verschiedensten Gelegenheiten kundgegebene moralische Entrüstung über die Un- und Schandtaten fremder Staatsangehöriger in fremdländischen Kolonien keinem anderen Zweck zu dienen hätte als der Verhüllung selbstsüchtiger englischer Pläne. Bestenfalls ließ man sie als Beweise eines ebenso unbegründeten wie schrankenlosen britischen Hochmuts gelten.

So schrieb einmal die Monatsschrift der Gesellschaft zur Verteidigung belgischer Interessen im Ausland, „La Vérité sur le Congo" (Brüssel 1904, Heft 10, S. 64 und 66 unten):

„Lange Monate ist es nun schon her, daß der Kongostaat und seine Verteidiger Beweis auf Beweis häufen, um die Nichtigkeit der englischen Anklagen darzutun. Und dennoch sieht man einen Teil der englischen Presse eigensinnig dabei verharren. Wie soll man sich eine solche Verranntheit erklären? Tatsächlich wäre sie unverständlich, wenn man von einem psychologischen Zuge absähe, der in auffallender Weise bei gewissen englischen Kolonialpolitikern zutage tritt: **von der englischen Tendenz, alles, was in fremden Kolonien geschieht, schwarz zu malen.**

Das ist eine echt britische Neigung, die man anderwärts nirgends antrifft. Nicht gar selten sieht man die fremde Presse der deutschen Kolonialverwaltung Lob spenden, wie jüngsthin noch der Pariser „Temps" deren Genauigkeit, kluge Voraussicht und Tatkraft rühmte (vergl. „Allgemeine Zeitung", München, 3. Februar).

Jenseits des Kanals ist das ganz anders. Und doch, wie viele Reformen hätten die Engländer in ihren eigenen Kolonien vorzunehmen, bevor sie das Recht zum Kritisieren anderer hätten! Wer

unsere Artikelreihe unter dem Titel „Schönheiten" der englischen Kolonisation liest, weiß bereits davon zu erzählen. Aber bei den Engländern ist es ein festeingewurzelter Fehler, daß sie das Gleichnis vom Splitter und vom Balken vergessen. Die deutsche Kolonisation kommt vor ihrem Urteile nicht besser weg als die kongolesische. Die Erhebung der Eingeborenen in Deutsch-Südwestafrika war für die englische Presse, die „Times" allen voran, die erwünschteste Gelegenheit, um ihren Haßgefühlen freien Lauf zu lassen.

Ihr Hochmut verleitet die Engländer, alles was andere tun, sei es in Deutsch-Südwestafrika oder sei es im Kongo, zu schwärzen und herabzusetzen."

Bei unbefangenen Neutralen hat es dann auch keinerlei Eindruck gemacht, daß die Engländer alsbald nach Kriegsbeginn anfingen, angebliche deutsche Kolonialgreuel fuderweis zu Tage zu fördern, und daß dann schließlich im Laufe des Krieges die britische Regierung ein Blaubuch herausbrachte, in dem sie insbesondere die recht mageren Ergebnisse der inzwischen an Ort und Stelle in Südwestafrika von ihren Organen vorgenommenen „Untersuchungen" über das koloniale Wohl- oder vielmehr Übelverhalten Deutschlands auf dem Markt der öffentlichen Meinung zur Schau stellte. Ein, wie uns scheint, durchaus zutreffendes Urteil über diesen neuen Ausbruch britischen kolonial-moralischen Pharisäersinnes fällte die „Neue Züricher Zeitung" am 3. 10. 1918 in den hier folgenden Sätzen:

„Seit der englischen Besitzergreifung der deutschen Kolonien sind die neuen Machthaber dort eifrigst bemüht gewesen, Belastungsmaterial gegen die deutsche Kolonialtätigkeit zu sammeln. Es gab einen „boom in German atrocities"; die höchsten Preise wurden bezahlt. Man scheute sogar nicht davor zurück, selbst Missionaren Erleichterung und Freilassung aus der „Kriegsgefangenschaft" zu versprechen, falls sie ihnen Berichte oder Artikel über „deutsche Grausamkeiten" schreiben würden. Es ist kein erfreuliches Thema, über das ich hier zu schreiben habe. Aber wenn in einem kleinen Aufsatz über das Kolonialproblem in einer neutralen Zeitung ein viermaliger Hinweis darauf erfolgt, daß der Deutsche die afrikanischen Völker als „Ware, Viehware, lebendes oder totes Inventar und als bewegliche Güter" betrachte, so kann ich nur annehmen, daß es sich hier um einen Teil der von Mr. Balfour vor kurzem angekündigten Kolonial-Greuel-Offensive gegen Deutschland handelt. Nach Erscheinen des angekündigten Blaubuches hat sich

dann auch sofort die englische Presse (ich habe das Northcliffeblatt, die „Times", vom 12. September vor mir) auf diese willkommene Beute gestürzt. Daraus entnehme ich, daß man in Windhuk in Südwestafrika die Zeit der Okkupation ebenfalls nicht ungenützt hat verstreichen lassen, und man beim Durchstudieren der Gouvernements- und Gerichtsakten mit Wohlbehagen alle die Fälle zusammengestellt hat, die von neuem der Welt beweisen sollen, daß es unverantwortlich wäre, die deutschen Kolonien und ihre Eingeborenen der deutschen Gnade wieder auszuliefern. Als Hauptbelastungszeuge wird der Gouverneur Dr. Seitz selbst angeführt, von dem man ein vertrauliches Rundschreiben an die Bezirksamtsmänner veröffentlicht, worin er auf eine ihm zu Ohren gekommene Unruhe unter den Eingeborenen hinweist und als deren Ursache die besorgniserregende Zunahme von brutalen Ausschreitungen von Europäern gegenüber Eingeborenen in verschiedenen Distrikten bezeichnet, gegen die die Behörden und Gerichte gar nicht streng genug einschreiten könnten. So bedauerlich solche Vorkommnisse auch sind, so frage ich, wird man überall bereit sein, an Hand der Gerichtsakten eines Landes und unter greller Beleuchtung der schlimmsten Fälle die Lasterhaftigkeit der ganzen Bevölkerung festzustellen? Was käme wohl dabei heraus, wenn man das in England z. B. oder einer seiner Kolonien tun wollte, oder wenn man aus den Hunderten von zerlumpten und verkommenen Gestalten, die man in Friedenszeiten, wenn man abends aus seinem Hotel am Embankment in London trat, zur Suppenanstalt schleichen sah, auf die Armut und das Elend des englischen Volkes schließen wollte? Wenn die Eingeborenen in Südwestafrika wirklich so brutal behandelt wurden, wie das jetzt wieder behauptet wird, wie kommt es dann, daß jahrelang vor dem Kriege die „Capeboys" zu Tausenden zur Arbeit nach den deutschen Diamantenminen bei Lüderitzbucht strömten, statt in die englischen in Kimberley? Doch wohl, weil sie in Deutsch-Südwest besser behandelt wurden und als Freie arbeiteten, und in den englischen Minen bei dem dortigen „Compound-System" wie in einem Gefängnishof eingesperrt lebten. Mit Vorliebe wird immer wieder, so auch jetzt in der neuen Hetzkampagne auf den „Vernichtungskrieg" gegen die Hereros Bezug genommen. Das, was man darüber in der „Times" lesen kann, ist hundertfach übertrieben. Man denke nur an die Mahdisten-Feldzüge unter dem Sirdar Kitchener, wo diesem

späteren größten Soldaten und Organisator Großbritanniens von Winston Churchill, der damals als Kriegsberichterstatter im Sudan war, der Name „butcher of Omdorman" beigelegt wurde. Das war nicht Englands erster Kolonialkrieg, wohl aber vielleicht sein dreißigster. Ein deutscher General würde einen zweiten Hererokrieg aber sicher nicht geführt haben. Der beste Beweis dafür ist General von Lettow-Vorbeck, der sich mit seinen treuen eingeborenen Soldaten jetzt schon vier Jahre lang gegen eine zehn- bis zwanzigfache Übermacht mit allen Kampfmitteln der Welt, selbst dagegen ohne Verbindung mit der ganzen Außenwelt, ohne irgendwelche Zufuhren, sich mit Negerkost ernährend, kämpfend behauptet hat. Nachdem General Smuts den Kampf mit ihm aufgegeben und seit Jahren einem Kulturleben in London den Vorzug gibt, hat nunmehr auch dessen Nachfolger, General Northey, es aufgegeben, von Lettow zu besiegen und gefangen zu nehmen. General Northey aber hat am 15. Juli 1918 in seiner Rede bei dem Frühstück, das ihm zu Ehren im Rathaus zu Kapstadt gegeben wurde, von seinem Gegner wörtlich gesagt: „Die deutschen Truppen waren befehligt von dem (redoutable leader) gewaltigen Führer von Lettow, dessen Hand ich stolz wäre zu schütteln, nicht nur, weil er stets ein achtbarer Feind war — but he fought clean from start to finish — er focht anständig von Anfang bis zu Ende."

Und was für Greuel konnte man fortgesetzt in der englischen Presse auch über Ostafrika lesen! Der in dem hier wiedergegebenen Aufsatz der „Neuen Züricher Zeitung" angeführte Ausspruch des Generals Northey liefert den besten Beweis dafür, dass es auch jetzt unter unseren britischen Gegnern immer noch Männer gibt, die der Wahrheit die Ehre geben und den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist an der Zeit, der englischen Blaubuchpropaganda gegenüber an die besonnenen Urteile zu erinnern, die trotz der vorerwähnten englischen Sucht, „alles, was andere tun, zu schwärzen und herabzusetzen", in den letzten 15 Jahren vor dem Kriege oft genug von britischen Kolonialpolitikern über Deutschlands koloniale Arbeit kundgegeben wurden.

Die hier vorgelegte Auswahl ist in gewissem Sinne zufällig, denn es gibt bei uns scheinbar keine Stelle, an der planmäßig für den Fall einer englischen Mobilmachung gegen die deutsche Kolonialpolitik vorgearbeitet wurde. Manche Äusserung, deren

man sich aus früheren Jahren erinnert, ist deshalb heute unauffindbar, manche vergessen und verloren. Aber auch in ihrer beschränkten Anzahl weisen die mitgeteilten, aus der Zerstreuung gesammelten, Auszüge einwandfrei nach, daß sich die deutsche Kolonialtätigkeit nach ehrlicher englischer Meinung sehr wohl neben der jeder anderen Nation sehen lassen konnte.

Wir Deutschen bedürfen dieses Beweises nicht. Aber wir halten ihn unseren Gegnern vor Augen, um ihnen die Rückkehr zu besonnener Stellungnahme zu erleichtern. Man konnte uns in der Welt verleumden und uns von den überseeischen Gebieten abdrängen, solange die Kriegsfurie wütete. Man kann uns aber nicht dauernd von Auslandsarbeit und Kolonialpolitik aussperren, ohne die Unruhe und die Kriegsgefahr in der Welt zu verewigen.

Wir erhalten unsere Ansprüche auf eine angemessene koloniale Betätigung unter allen Umständen aufrecht und werden, wenn man ihre Erfüllung durch einen uns aufgezwungenen Gewaltfrieden für jetzt verhindern sollte, nach Deutschlands Erneuerung immer wieder auf sie zurückkommen.

Daß es für Deutschland eine Notwendigkeit ist, Kolonialpolitik zu treiben, dafür finden sich auch in den mitgeteilten englischen Urteilen Anerkenntnisse. Man gebe uns das Unsere, dann werden Völkerbund und Weltfrieden gedeihen, und das erneuerte Deutschland wird nicht zu ihren schlechtesten Stützen gehören.

Harry Johnston über Deutschlands Anteil an der Erforschung Afrikas.

Einer der besten englischen Kenner Afrikas und der Geschichte seiner Erforschung und Kolonisation ist Sir Harry H. Johnston, der unzählige Reisen in den verschiedensten Teilen des schwarzen Kontinents gemacht und als britischer Beamter (Konsul, Bevollmächtigter, Gouverneur) in Westafrika, Zentralafrika und Ostafrika lange Jahre an hervorragender Stelle die britischen Interessen vertreten hat. Dieser Mann kann nicht umhin, den bedeutenden Anteil deutscher Missionare und Forscher an der Entdeckung und Erschließung der früher unbekannten Gebiete Afrikas rühmend hervorzuheben.

So urteilt er in seiner Geschichte der Kolonisation Afrikas (1899, deutsche Übersetzung 1903, S. 182/3) über Heinrich Barth:

„Seine Reise war ergiebiger an zuverlässigen Nachrichten als die der meisten großen Afrikaforscher, sie wurde wohl nur übertroffen von Stanleys Reisen und vielleicht von denen Junkers, Schweinfurths und Emin Paschas . . . Heinrich Barth steht in der ersten Reihe der ganz großen Afrikaforscher, zu denen wohl . . . Schweinfurth, Nachtigall, Rohlfs, Junker . . . , zu zählen sind, Männer, welche nicht nur große geographische Entdeckungen machten, sondern auch unsere wissenschaftlichen Kenntnisse nach vielen Richtungen hin bereicherten . . . ."

Den Missionaren Krapff und Rebmann zollt Johnston (S. 183) volle Anerkennung; ebenso werden die Leistungen von Gerhard Rohlfs und Nachtigall (S. 188/9), Schweinfurth (190/1), Emin Pascha und Wilhelm Junker (194/95) und anderer deutscher Pioniere der Afrikaforschung von ihm besonders hervorgehoben. In der 2. Auflage des Werkes (Cambridge 1913) wird die Darstellung noch beträchtlich erweitert. Es ist an dieser Stelle gar nicht möglich, alle die deutschen Namen aufzuzählen, die Johnston in ihr hervorhebt!

Sein Gesamturteil über den Anteil der Deutschen an der Erforschung Afrikas faßt Johnston an anderer Stelle in den folgenden Worten zusammen:

„Die Deutschen hatten bei gewöhnlichen Kriegen mit den Eingeborenen auch die Fehler begangen, die so alltäglich sind im Verkehr zwischen Weiß und Schwarz. Aber die Wissenschaft hat enorme Fortschritte gemacht durch die deutsche Erforschung Afrikas, und es ist jetzt eine feststehende Tatsache, daß die Rolle, die Deutschland bei der Entwicklung Afrikas gespielt hat, eine sehr bedeutsame ist .... Obzwar Deutschland mit dem Versuch, seine eine Million Meilen großen afrikanischen Territorien zu entwickeln und zu verwalten, erst begonnen hat, würde keine Geschichtsschreibung über Afrika vollständig sein, ohne Anerkennung der Arbeit, die die einzelnen Deutschen bei der geographischen Entwicklung, bei der ethnographischen, botanischen, linguistischen Forschung geleistet haben."

Johnstons frühere Stellung zur deutschen Kolonialpolitik.

In seinem Buch über die Geschichte der Kolonisation Afrikas verhehlt Sir Harry Johnston keineswegs, daß ihm anfänglich der Eintritt Deutschlands in die Reihe der afrikanischen Kolonialmächte durchaus unerwünscht gewesen ist. Der naive Anspruch des Engländers, daß eigentlich ihm in ganz Afrika die Herrschaft gebühre, kommt fast überall zum Ausdruck, wo Johnston die Erwerbung der deutschen Kolonien bespricht. So bei Südwestafrika (S. 223 der deutschen Übersetzung):

> „Die geringe Umsicht des britischen Ministeriums und die schlecht angebrachte Sparsamkeit der Kapkolonie haben es daher beide zu gleichen Teilen verschuldet, daß Deutschland sich als zweite Macht neben England in Südafrika niedergelassen hat. Die deutsche Regierung benahm sich völlig korrekt, sie ließ der britischen genügend Zeit, um ältere Ansprüche geltend zu machen."

Bei Kamerun werden internationalpolitische Erwägungen als Grund für das Nachgeben Englands geltend gemacht:

> „Deutschland wollte durchaus ein großes Stück von Westafrika haben, und da die britische Regierung sich infolge von Schwierigkeiten in anderen auswärtigen Angelegenheiten in Verlegenheit befand, so mußte sie ihre Flagge schließlich aus den Gegenden des Kamerunflusses und des Kamerungebirges zurückziehen."

So auf S. 101 und an anderer Stelle S. 224:

> „. . . . wenn es sich lediglich um die Abschließung von Verträgen mit den eingeborenen Häuptlingen gehandelt hätte, so würde England nur ein kleines Stück von dem, was es haben wollte, verloren haben. England wollte sich jedoch nicht mißgünstig zeigen und gestattete ihm schließlich,

seine Schutzherrschaft über das ganze Kamerungebiet auszudehnen. Dieses Zugeständnis sollten übrigens die Briten nicht allzusehr bedauern und sich überlegen, daß eine feindliche Haltung gegen Deutschland wahrscheinlich ein Bündnis der europäischen Staaten gegen Großbritannien verursacht haben würde. Die ‚Vereinigten Staaten von Europa' würden aber schwerlich zugegeben haben, daß das freihändlerische England sich die ganze afrikanische Küste angeeignet hätte."

Bezüglich Deutsch-Ostafrikas hebt Johnston (S. 208) recht bezeichnend hervor, falls der Plan von John Kick, der den Sultan von Sansibar 1881 veranlaßte, „zur Entwicklung seines Gebietes befähigte Briten als Gouverneure und Kommissare anzustellen", Erfolg gehabt hätte, „wäre vielleicht die spätere deutsche Intervention verhindert worden", d. h. ganz Ostafrika britisch geworden.

Aber Johnston fand sich auch hier mit dem teilweisen Erfolg der deutschen Politik ab. Unter den vier „Afrikanern", denen er sein angezogenes Buch widmete, befand sich sogar neben zwei Engländern und einem Franzosen einer der bedeutendsten Deutsch-ostafrikaner — Hermann von Wißmann, der, nach den Widmungsworten, „das deutsche Ostafrika gegründet und mehr als irgend ein anderer lebender Deutscher dafür getan hat, das Prestige der großen deutschen Nation in den dunkelsten Gegenden des dunklen Erdteils zu begründen und aufrecht zu erhalten."

Über den Erfolg der deutschen Kolonialpolitik selber in Ostafrika urteilte Johnston bereits 1899 (S. 227):

> „In den alten Araberstädten an der Sansibarküste entstanden unter der deutschen Herrschaft in kurzer Zeit neue Stadtteile, die Straßen wurden erweitert, reingehalten und beleuchtet. Es wurden ausgedehnte Plantagen angelegt und Sicherheit für Leben und Eigentum, selbst in abgelegenen Gegenden, geschaffen. Einerseits zeigten sich die Araber bald versöhnlicher gegen die deutsche Regierung, und andererseits lernten es die deutschen Beamten, mit untergeordneten Rassen umzugehen. Seitdem 1890 das dem Sultan zugehörige Küstenland durch Kauf erworben worden war, steht ganz Deutsch-Ostafrika unter unmittelbarer Verwaltung der kaiserlichen Regierung, und ist auf dem besten Wege, mit der Zeit eine blühende tropische Niederlassung zu werden . . . . es bietet einen offenen

Markt für deutsche Erzeugnisse, und der Teutone kann die Eingeborenen zu höherer Kultur erziehen."

In den südwestafrikanischen Angelegenheiten nahm Johnston damals unbefangen — wie übrigens auch sonst in den meisten derartigen Fällen — für die Deutschen gegen die Eingeborenen Partei, indem er u. a. die Ansicht vertrat, „eine Zunahme der europäischen Ansiedler . . . könnte dem Unwesen dieser nomadischen Hottentotten am besten ein Ende machen." Bezüglich Togos hob er hervor, Streitigkeiten mit den Eingeborenen haben nicht stattgefunden und der Handel prosperiert." (S. 229 l. c.)

Ausführlicher sind Johnstons damalige Äußerungen über Kamerun (S. 228):

„Die Geschichte von Kamerun hat einen ähnlichen Verlauf wie diejenige Ostafrikas genommen. Aufstände, schlechte Erfahrungen und harte Lehren, Angriffe feindlicher Stämme im Binnenlande, welche durch Expeditionen und Errichtung von Forts unterdrückt wurden, hiernach weitere Unruhen noch ferner im Innern, die wiederum durch siegreiches Vorrücken beseitigt wurden, folgen aufeinander. Im Ganzen sind jedoch friedliche Verhältnisse hergestellt worden und es ist ein lebhafter Handel entstanden. Unglücklicherweise wurden in Kamerun, ebenso wie es in Ostafrika von Seiten einiger Angestellten der Ostafrikanischen Gesellschaft geschehen war, von einzelnen Beamten Grausamkeiten gegen Eingeborene begangen, die eine ernstliche Meuterei der Negersoldaten verursachten. Die deutsche Regierung erledigte diese Vorkommnisse jedoch sehr verständig, indem sie nichts verbarg, sondern ein gerichtliches Verfahren gegen die Schuldigen einleitete. Wenn einst die Geschichte die Gründung dieser afrikanischen Staaten behandeln wird, so wird es sich meiner Ansicht nach zeigen, daß der unvermischte Teutone, sei er Deutscher oder Niederländer, dazu neigt, mit untergeordneten Rassen bei der ersten Berührung hart, ja selbst roh zu verfahren. Aber der Teutone ist nicht töricht, er gewinnt dadurch die Achtung der Neger oder Asiaten, die rohe Gewalt bewundern, und sobald diese aufgehört haben, zu widerstehen und sich beugen, wird er mit der Zeit durch seine Gutmütigkeit zu einer milderen Behandlungsweise bewogen. Es ist eine hoffnungsvolle gesunde Eigenschaft der Deutschen,

ihre eigenen Fehler schnell einzusehen und sie ebenso-
schnell zu vermeiden. Sie beobachten sowohl in der
Regierung als auch im Handel die besten Grundsätze, und
ein Politiker, welcher die Größe des deutschen Wesens
unterschätzte oder auf ein Schwinden der deutschen Herr-
schaft in fremden Ländern rechnete, würde sehr kurz-
sichtig sein."

Sir Charles Eliot und Deutsch-Ostafrika.

Nicht weniger anerkennend wie Johnston hat sich Sir Charles Eliot in seinem Buche „The East Africa Protectorate", London 1901, über die deutsche Kolonialtätigkeit in Ostafrika geäußert. Eliot hat 1901 bis 1904 als Kommissar Britisch-Ostafrika verwaltet, und muß daher als besonders beachtenswerter, sachkundiger Beurteiler gelten.

„Ich bestätige mit Vergnügen den herzlichen Geist des Zusammenwirkens", schreibt er zunächst S. 185 seines Buches, „den die deutschen Behörden jederzeit in der Behandlung von Fragen bewiesen haben, die die beiden Protektorate angingen". Bemerkenswert ist auch das Zugeständnis über den zum Teil ungünstigen Charakter der Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika, der S. 252 in den Worten liegt: „Vielleicht sind die Eingeborenen für die Kolonisation ein größeres Hindernis als in unserem Teile." — Heute sind an etwaigen Schwierigkeiten mit den Eingeborenen bekanntlich immer nur die Deutschen schuld.

Im Verlauf einer längeren Schilderung der natürlichen und ethnographischen Verhältnisse sowie der Verwaltungseinteilung Deutsch-Ostafrikas gelangt Eliot zu folgenden Vergleichen zwischen der deutschen und der britischen Kolonialpolitik:

> „Der Unterschied in der Verwaltung von Deutsch- und Britisch-Ostafrika besteht namentlich in der Tatsache, daß, während wir unsere Zeit und unsere Aufmerksamkeit vor allem dem Bau der Uganda-Eisenbahn widmeten und im übrigen äußerste Sparsamkeit und Gleichgültigkeit an den Tag legten, die Deutschen im Eisenbahnbau nur wenig getan haben, sich dagegen der planmäßigen Entwicklung ihrer Kolonie mit jener systematischen Gründlichkeit gewidmet haben, die ihre Rasse kennzeichnet, und mit der Verschwendung, die aus der Entschlossenheit herrührt, um

jeden Preis ein Kolonialreich zu gründen. In dem Finanzjahr 1900/1 betrugen die Ausgaben für Deutsch-Ostafrika L 617 950, und dabei ist die Unterstützung für die Dampfschiffe anscheinend nicht eingerechnet. Im britisch-ostafrikanischen Schutzgebiet betrugen die Ausgaben während desselben Zeitraumes — ausschließlich der Kosten für die Uganda-Eisenbahn L 139 438. Seitdem haben sich die deutschen Ausgaben verringert. Im Jahre 1903/4 betrugen sie L 414 190 und für das laufende Jahr werden sie auf L 471 718 eingeschätzt.

Diese hohen Summen sind zum Teil für die bereits erwähnten schönen Baulichkeiten in Daressalam und anderwärts ausgegeben worden. In dieser Hinsicht will uns scheinen, daß der richtige Kurs ein Mittelweg zwischen den Systemen der beiden Nationen ist. Die deutsche Methode hat gewöhnlich ihr Augenmerk darauf gerichtet, für alle möglichen Bedürfnisse und Zwischenfälle Vorsorge zu treffen. Wir dagegen haben selten irgend welchen Aufwand gutgeheißen (es sei denn im Zusammenhang mit der Eisenbahn), bis uns die oft teuer erkaufte Erfahrung die Notwendigkeit bewies (S. 256).

Wie zu erwarten war, haben die Deutschen den wissenschaftlichen Abteilungen, die in den britischen Besitzungen meist gänzlich vernachlässigt worden sind, die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Sorgfältig durchgeführte und kostspielige Experimente sind gemacht worden, um zu ermitteln, welche Produkte des Landes sich als gewinnbringend erweisen würden, und die Regierungsplantagen, namentlich in Kwai (West-Usambara), sollen eine große Ausdehnung haben. In Daressalam befindet sich ein Museum, in etwa zwanzig Statione gibt es Wetterbeobachtungsposten, und in Landesvermessung und Herstellung von Karten sind große Fortschritte gemacht worden. Wir sind in dieser Beziehung kläglich im Rückstand. Als ich Kommissar des Protektorats war, zog ich gewöhnlich eine deutsche Karte zu Rate, auf der unsere der Grenze zunächst liegenden Gebiete noch mit berücksichtigt waren, und nährte mich also gewissermaßen von den Abfällen, die vom teutonischen Tisch fielen; sie waren nahrhafter als irgend eine durch unsere Kartographen beschaffte Mahlzeit (S. 257).

Eliot betont, daß die Stärke der deutschen Militärmacht in Ostafrika, damals etwa 1000 Mann, „nicht übermäßig ist, in einem Land mit geringen Verbindungen und zahlreichen wilden Stämmen" (S. 257). Allerdings gebe es eine beträchtliche Anzahl von aktiven wie unbeamteten Offizieren in der Kolonie, und daher rühre vielleicht die schärfere Anwendung der Vorschriften im Vergleich zu den britischen Kolonien, die einige britische Untertanen zur Beschwerde verleitet hätte. Aber andererseits gebe es Distriktsräte, in denen Kaufleute und Pflanzer vertreten seien, „ein Beispiel, dem unsere Behörden gut täten zu folgen" (ebd.).

„Die Deutschen", fährt Eliot (S. 258) fort, stehen in dem Ruf, die Eingeborenen strenger zu behandeln, als wir es zu tun pflegen, und weniger volkstümlich mit ihnen umzugehen. Andererseits wird berichtet, daß Eingeborene aus dem Kongofreistaat und aus den portugiesischen Besitzungen nach dem deutschen Gebiet einwandern, so daß sie doch wohl die deutsche Herrschaft nicht sehr widerwärtig finden können."

„Der Erziehung wird mehr Aufmerksamkeit als bei uns gewidmet. Während es in Britisch-Ostafrika keine Regierungsschulen gibt und sich der Unterricht ganz in den Händen der Missionare befindet, haben die Deutschen acht solche Schulen . . . , außerdem noch verschiedene Gemeindeschulen. Die Ergebnisse dieser Einrichtungen werden amtlich als zufriedenstellend bezeichnet" (S. 259).

Sein Gesamturteil faßt Eliot schließlich wie folgt zusammen (S. 260/1):

„Wenn wir die britischen und die deutschen Kolonien betrachten, so fragen wir uns unwillkürlich, welche Verwaltungsart wohl die bessere sei. Noch ist es zu früh, aus den Ergebnissen Schlüsse ziehen zu wollen. Die Saatzeit ist kaum vorüber und die Ernte ist sicher noch nicht da. Es werden noch einige Jahre vergehen, ehe wir ein endgültiges Urteil über die geschäftlichen Aussichten der Ugandabahn fällen können, und ehe man beurteilen kann, ob die großen, zum Beispiel für die deutschen Regierungsplantagen, gemachten Auslagen sich als lohnend erweisen werden. Aber soweit man unter den jetzigen Verhältnissen

urteilen kann, ist es nicht wahrscheinlich, daß die deutschen Gebiete schnellere Fortschritte machen werden als unsere eigenen. Ihr Ertrag betrug in den letzten Jahren ungefähr L 150000, während das Britisch-Ostafrikanische Protektorat in den letzten 5 Jahren von unter L 70000 auf etwa L 110000 gestiegen ist und im laufenden Jahr vielleicht L 140000 erreichen wird. Zieht man den größeren Kostenaufwand der Deutschen in Betracht, sowie die größere Ausdehnung ihrer Küste und den Umstand, daß sie schon seit mehreren Jahren 10% Steuerabgaben erhalten, wogegen wir, durch internationale Abkommen gebunden, letztere erst jetzt einführen konnten, so ist der Unterschied geringer als man erwarten konnte. Solche Frage, wie die über den verhältnismäßigen Grad und Erfolg der Kolonisation, kann nur durch wirkliche Ergebnisse entschieden werden. Obgleich wir uns auf ein Volk mit größerer Befähigung zur kolonialen Ansiedlung stützen können, sind die deutschen Kaufleute und Pflanzer in Britisch-Ostafrika jedenfalls ebenso auf dem Plan gewesen.... Ich möchte jedenfalls nicht, daß wir uns mit schönen Redensarten schmeicheln und uns, wie wir es zu tun pflegen, dazu beglückwünschen, daß wir alles besser machen, als andere Nationen."

Melland und Cholmeley über Deutsch-Ostafrika.

Zwei englische Beamte in Nordrhodesien, die Herren Frank A. Melland und Edward H. Cholmeley, haben ihren Urlaub im Jahre 1907 benutzt, um über Bismarckberg am Südende des Tanganyika-Sees und Muansa an der Südküste des Victoria-Nyansa sowie weiterhin nilabwärts nach Europa zu reisen. Sie haben ihre Reise in dem Buch „Through the Heart of Africa" (London 1912) geschildert und darin 90 Seiten dem Überlandmarsch durch Deutsch-Ostafrika gewidmet. Wir entnehmen dem interessanten Bericht die folgende bemerkenswerte Äußerung über die Lage der Eingeborenen:

> „Sie sind freundlich und respektvoll gegen Fremde. Nie vermißten wir Höflichkeit. Ja, wir waren aufs angenehmste überrascht durch die Fürsorge der Dorfältesten für gänzlich fremde Europäer, und noch dazu Ausländer. Die Eingeborenen scheinen ein zufriedenes und trotz der Ärmlichkeit ihres Landes (Gegend zwischen dem Rukwa und Tabora) ganz glückliches Völkchen zu sein, dem man ganz und gar nichts von Erbitterung gegen die deutsche Herrschaft anmerkt."

Ihren Gesamteindruck fassen die Reisenden wie folgt zusammen:

> „Ein sechswöchentlicher Aufenthalt konnte natürlich nicht genügen, ein Urteil zu bilden, wenn nicht die Vertrautheit mit den verwandten Verhältnissen des benachbarten Rhodesiens und die freimütige Offenheit, mit der jeder in Deutsch-Ostafrika über die Zustände sprach, uns unterstützt hätte. Die allgemeine Ansicht, daß wir Engländer nicht viel von der deutsch-ostafrikanischen Verwaltung lernen könnten, beruht auf oberflächlicher oder nicht mehr zutreffender Kenntnis der Tatsachen und erinnert an die Worte, die ein früherer Gouverneur von

Britisch-Ostafrika, **Sir Charles Eliot,** im Hinblick auf die deutsche Kolonie schrieb: **„Ich wünschte keinesfalls, daß wir Engländer uns mit Selbstgefälligkeit salbten und uns dazu beglückwünschten, alles besser zu machen als die anderen Nationen."** „Wir — fahren die Verfasser fort — beurteilen natürlich die deutsche Kolonialpolitik vom britischen Standpunkte aus; und da wir über eine längere Kolonialpraxis verfügen, fanden wir auch schwache Punkte der deutschen Verwaltung. Aber wir sahen doch auch manches Bewunderungswerte, und das **Gesamturteil muß das sein,** dass wir **unsere Nachbarn beglückwünschen können zu ihren Leistungen.** Der in die Augen stechendste Charakterzug der deutschen Verwaltung ist zweifellos die entschlossene Art, mit der die Deutschen die Entwickelungsmöglichkeit ihrer Kolonie erforschen und erproben. Die Art, wie sie den Handel entwickelt und organisiert haben, ist ausgezeichnet, und ihre Methode, Eisenbahnen ins Land hineinzutreiben, verdient Bewunderung: in ihrer Gründlichkeit und Planmäßigkeit steht sie in einem sehr bemerkenswerten Gegensatz zu der von den Zufällen des Augenblicks abhängigen britischen Übung. Allerdings fällt dem Engländer in deutschen Kolonien eine gewisse Prinzipienstarrheit und Gebundenheit an Vorschriften auf. Aber Disziplin und System sind in einer Verwaltung von größter Wichtigkeit, und wahrscheinlich **würde das Ideal einer Verwaltung aus einer Verschmelzung der deutschen Prinzipienstrenge mit der Elastizität des britischen Opportunismus hervorgehen.** Wir sollten gegenseitig unsere Methoden studieren. Die Deutschen bemühen sich offensichtlich, von uns zu lernen. Wir unsererseits sollten nicht glauben, daß wir nicht von ihnen lernen können. **Denn, wenn man berücksichtigt, wie jung Deutschlands koloniale Betätigung ist, muß man anerkennen, daß es allen Grund hat, stolz zu sein auf das, was es in seinem ostafrikanischen Schutzgebiete geleistet hat."**

Ein Urteil Roosevelts.

Zwischendurch sei es gestattet, auch die Meinung eines unserer jetzt gehässigsten amerikanischen Feinde zu Wort kommen zu lassen, des Expräsidenten Theodor Roosevelt. Roosevelt hat bekanntlich eine längere Jagdreise durch Ostafrika gemacht, und darüber in seinem Buch „Afrikanische Wanderungen eines Naturforschers und Jägers" (Leipzig, 1910) berichtet. In diesem Buch schreibt er über die deutschen Pflanzer, Zivilbeamten und Offiziere:

> „Es waren Männer von unzweifelhafter Fähigkeit und Tatkraft; wenn man sie sah, so verstand man leicht, warum Deutschland in Ostafrika so zusehends emporgeblüht ist. Es sind erstklassige Menschen, diese Engländer und Deutschen; beide verrichten in Ostafrika ein Werk, das der ganzen Welt zu gute kommt. Es ist Raum genug für beide, und es besteht nicht die geringste Ursache für einen anderen als einen durchaus freundschaftlichen Wettstreit; es ist im Interesse beider und auch der Fernerstehenden ernstlich zu wünschen, daß ihre Beziehungen zu einander immer besser werden, — und nicht nur in Ostafrika, sondern überall."

Noch eine amerikanische Stimme.

In einer interessanten Arbeit, die in der „American Review of Reviews" (Jahrgang 1911) veröffentlicht wurde*), beschäftigt sich der amerikanische Reisende E. A. Forbes, der sehr lange Zeit in Afrika geweilt hat, mit den deutschen und französischen Kolonisationsmethoden. Der amerikanische Sachkenner spendet der Arbeit der Franzosen hohe Anerkennung, aber

> „**von allen Schutzherren in Afrika hat der Deutsche die reinsten Hände** und **die besten Aussichten.** Seine afrikanische Invasion ist durch die schlaueste Diplomatie gekennzeichnet, aber selbst sein bitterster Gegner kann kaum behaupten, daß er dabei nicht ehrlich gespielt habe."

Einstweilen freilich liegt die deutsche Macht in Afrika nach dem Urteil von Forbes nicht so sehr in den Kolonien als in der deutschen Dampfschiffahrt längs der afrikanischen Küste. Der Hamburger Kapitän weiß durch seine joviale deutsche Art Vertrauen und Freunde zu erringen, und bringt dadurch immer mehr den Handel, der einst englisch war, in deutsche Hände.

> „Immer wieder sah ich Hamburger Schiffe langsam heimwärts ziehen, die Fahrzeuge waren mit Palmöl so schwer beladen, daß sie von weitem fast wie ein Unterseeschiff aussahen, während zu gleicher Zeit ein Dampfer aus Liverpool fast leer und mit Ballast beladen heimzog. Die deutschen Kapitäne erhalten eine Provision für die Frachten, die sie zur Rückfahrt erhalten, und die deutsche Geselligkeit und Freundlichkeit erringt im Wettkampfe hier den Löwenanteil. Viele englische Faktoreien lassen die anderen Schiffe vorüberziehen und halten ihre Ladung für den deutschen Dampfer zurück. Gefälligkeit und Freundlichkeit: das ist das Geheimnis der deutschen Eroberung der

*) Vergleiche auch Ägyptische Nachrichten, Kairo, vom 4. Nov. 1911.

westafrikanischen Meere. Einst beherrschte hier unbestritten die Flagge von Liverpool den Handel. Bereits heute sieht man auf hoher See ebenso oft die deutsche Flagge wie die englische. Kommt man aber in einen unabhängigen Hafen, wie z. B. Monrovia, so wird man fast immer auf jeden Union Jack zwei deutsche Flaggen sehen. Deutschland braucht den Handel Afrikas, und es erringt ihn auch überall, wo der Wettbewerb frei und die Chancen gleich groß sind."

Besonders interessant sind die Beobachtungen und Betrachtungen des Amerikaners über die Art und Weise, wie Deutschland die Eingeborenen erzieht und mit ihnen fertig wird:

„**Ohne große Posaunenstöße** und ohne die lärmende Hilfe des Preßagenten **erzieht sich der Deutsche das junge Afrika** nach seiner Art, und er läßt es sich auch Mühe kosten. Ich habe die Deutschen in ihrem nahen Verkehr mit ihren halbwilden Schützlingen an der Westküste genau beobachtet. Die Verwaltung und Regierung im schwarzen Erdteil ist zu einem sehr großen Teil eine Frage des Temperaments, und **allem Anschein nach lassen sich die Deutschen weniger leicht zur Reizbarkeit und zur Erregung hinreißen als die anderen weißen Menschen.** Ich habe alle weißen Rassen bei ihrer Arbeit, Afrika zu erwecken, beobachtet und kann mich nicht der Überzeugung verschließen, **daß der deutsche Eingeborene sich ebenso weit, wenn nicht noch höher emporentwickeln wird wie alle anderen.**"

„United Empire“ empfiehlt die Nachahmung deutscher Methoden.

Bereits zu Ende des vergangenen Jahrzehntes waren die Erfolge der deutschen Kolonialpolitik in einigen Kolonien so offenkundig, daß die Engländer sich nach den Ursachen umzusehen begannen. Man fing an, die deutschen kolonialen Methoden zu studieren, und kam gelegentlich zu dem Ergebnis, daß auch die in kolonialen Dingen alterfahrenen Engländer sich manche davon zum Vorbild nehmen könnten. So hat besonders der systematische und wissenschaftliche Charakter, den wir Deutschen auch in der Erschließung unserer Kolonialgebiete zur Geltung zu bringen suchten, jenseits des Kanals offene Anerkennung gefunden, der sich gewöhnlich die Aufforderung zur Nachahmung anschloß. Ein Beispiel bietet die hochangesehene Monatsschrift „United Empire“, das Organ des Royal Colonial Institute, dessen erstes Heft des Jahrganges 1911 einen 11 Seiten langen Artikel über deutsche Kolonialpolitik enthält. In der Einleitung heißt es:

> „Deutschland ist, was Erziehung anlangt, in der Welt Führer, wenn man das Wort in der Bedeutung von Kultivierung der intellektuellen Kraft auffaßt. Daher ist es auch nicht überraschend, daß ihre Kolonialerziehung eine gute ist. Wir Engländer wissen zu unserem Schaden, daß die Deutschen in allen Fällen, in denen sie uns übertroffen haben, es getan haben kraft ihrer besseren Erziehungsmethoden, und wir würden gut tun, diese Lektion zu studieren. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn wir uns fragen, warum und wie ist Deutschland so schnell vorwärts gekommen, sagen wir in der Schiffbaukunst, so finden wir, daß Institute, wie die Charlottenburger technische Hochschule, eine viel größere Rolle als 1—2 Dreadnought gespielt haben und weiter noch spielen werden, dasselbe gilt vom Hamburger Kolonialinstitut.“

Es folgen dann eingehende Schilderungen des Orientalischen Seminars in Berlin, der Kolonialschule Witzenhausen und des Hamburger Kolonialinstitutes.

Louis Hamilton über deutsche Erziehung der Eingeborenen.

Unter denen, die in der Beurteilung der deutschen Kolonialmethoden nach und nach umlernten, befand sich auch der englische Kolonialpolitiker Louis Hamilton. Früher hatte er in der bereits erwähnten Monatsschrift des Royal Colonial Institute, dem „United Empire", an unserer Kolonialpolitik nichts weniger als freundliche Kritik geübt, ja den Deutschen die Fähigkeit zu kolonisieren einfach abgesprochen. Um so beachtlicher ist, daß er sich schließlich doch zu einem günstigeren Urteil veranlaßt fand, wie es in seinem Bericht über die deutschen Kolonien im Verwaltungsjahr 1911/12 in folgenden Worten zum Ausdruck kommt („United Empire", Heft 7, Juli 1913):

> „Wo immer der Deutsche sein mag, der Schulmeister ist überall dabei; in Verbindung mit den Missionaren haben die Kolonialregierungen die Erziehung der Eingeborenen zu einer geradezu bewunderungswerten Größe entwickelt. Die Zahl der eingeborenen Schulkinder ist in schnellem Steigen und der Grund hierfür liegt vor allem in der friedlichen und harmonischen Art und Weise, mit der Verwaltung und Mission sich gegenseitig unterstützt haben. Die Verwaltungsarbeit in den Hinterlandbezirken ist durch die Hilfe der Missionare wesentlich erleichtert worden, und wir haben das angenehme Bild, daß Regierung, Mission und Schutztruppe ohne jede Friktion in der Verwaltung der Kolonien und in der Erziehung der Eingeborenen Hand in Hand arbeiten!"

Hamilton über die Deutschen in China.

Die veränderte Stellung Mr. Hamiltons zur deutschen Kolonialpolitik stützte sich nicht zuletzt auch auf die Wahrnehmungen, die er in China an der deutschen Arbeit gemacht hatte. In Heft 9 des „United Empire" vom September 1912 widmete Hamilton der Pachtung Kiautschou einen Aufsatz „The German Colony in China", in dessen Einleitung er schrieb*):

> „Wenig Aufmerksamkeit scheint im Herzen des britischen Reiches dem Fußfassen Deutschlands in China geschenkt worden zu sein und anscheinend fast gar keine in unsern großen selbständigen Kolonien. Sicher aber ist die Zukunft Chinas und die Rolle, welche Deutschland bei der Entwicklung von 400 Millionen der Bevölkerung der Welt spielen kann, eine Angelegenheit, welche jeden Teil des britischen Reiches aufs lebhafteste interessiert. Besonders Australien sollte an dieser Frage Anteil nehmen. Eine so alte kolonisierende Nation wir auch sind, wir haben doch noch nicht ausgelernt, besonders wenn das Wort „Kolonisieren" in modernem Sinne gebraucht wird. **Wir können sehr viel lernen aus dem, was Deutschland ruhig und unauffällig in China tut.** Die **deutschen Maßnahmen** zur Einführung von Ordnung, Gesundheit, System und Aufforstung **sind Achtung erzwingende Faktoren,** welche in beredter Weise zu dem erwachenden China von einem Lande sprechen, welches ihm eine aus der Dunkelheit aufgestiegene neuweltliche Macht ist. China blickt nicht mehr auf Kiautschou als auf einen Dorn in seinem Fleische, sondern als auf einen gesunden Punkt, von welchem das Gesundheit bringende Beispiel westlicher Zivilisation durch das himmlische Reich strahlt."

*) Vergleiche auch Deutsch-Ostafrikanische Zeitung (Daressalam) vom 27. November 1912.

Henry Samuel für ein Zusammenarbeiten zwischen Deutschland und England in Südafrika.

Zu den Anklagen, die die Engländer am hartnäckigsten und lärmendsten gegen die deutsche Kolonialpolitik vorbringen, gehört die über die Ausrottung der Hereros in Südwestafrika im Verlauf des südwestafrikanischen Aufstandes durch die Maßnahmen des Generals Trotha. Es soll an dieser Stelle nicht auf die Gegenstücke eingegangen werden, die sich zu diesem Vorgang in der englischen Kolonialgeschichte von mehr als einem Erdteil finden lassen. Wohl aber mögen sich die Engländer daran erinnern lassen, daß ihre eigenen kolonialen Autoritäten vor dem Weltkriege keineswegs geneigt waren, wegen der Vorgänge im südafrikanischen Aufstandskrieg uns geringer zu achten. Im Gegenteil, man erwog auf englischer Seite gerade in Südafrika ein engeres Zusammenarbeiten zwischen beiden Völkern. Kein geringerer als Henry Samuel, eine der bekanntesten Autoritäten in südafrikanischen Fragen und intimer persönlicher Freund von Cecil Rhodes, hat sich 1911 in der englischen Presse in diesem Sinne geäußert. In der Weserzeitung vom 17. 10. 1911 wird darüber berichtet:

> Mr. Samuel ist überzeugt, daß das jetzt in Britisch-Südafrika unter der weißen Bevölkerung herrschende Elend nur durch eine Politik der dezentralisierten Siedelung gehoben werden kann, und daß diese wieder von einer Verständigung mit Deutschland über eine gemeinsame bahnbauliche Erschließung der zentralen Distrikte abhängig ist. Als Engländer denkt Mr. Samuel da zuerst an eine Verbindung Rhodesiens mit der Walfisch-Bai, doch würde ein solcher Vorschlag wohl bei der deutschen Regierung kaum auf Entgegenkommen treffen, angesichts der großen Aufwendungen für die Hafenanlagen in Swakopmund und Lüderitzbucht, die sich doch verzinsen sollen. Vielleicht, daß an einen solchen Plan in einigen Jahrzehnten nach stärkerer Besiedlung der deutschen Kolonie wie Rhodesiens zu denken ist. Aber vorläufig liegt nur ein Anschluß englischer Linien, die von Zentralrhodesien und dem Betschuanalande an die deutsche Grenze führen, an das

deutsche Bahnsystem im Bereich realpolitischer Möglichkeiten. Ferner darf nicht vergessen werden, daß, wenn England Ansprüche an Mozambique erhebt, Deutschland solche auf Angola stellt, und daß bei eingetretener Erwerbung Nordwestrhodesien gänzlich auf Benguella als Hafen angewiesen ist. Doch diese Fragen gehören der Zukunft. Vorläufig käme nur eine Verständigung über einen Bahnanschluß nach Swakopmund in Frage. Und diese würden wir mit Freuden begrüßen.

Von besonderem Werte ist die Hochschätzung, die Mr. Samuel der kolonisatorischen Tätigkeit Deutschlands in Südwestafrika widmet. „Mit Rücksicht darauf, daß die Deutschen ihren Kolonialbesitz erst dreißig Jahre haben", sagt er im **„Observer"**, „während England seine Überseestaaten seit mindestens einem Jahrhundert okkupiert hat, ist der Fortschritt Deutsch-Südwestafrikas keineswegs gering anzuschlagen. Ich kenne das Land seit über dreißig Jahren und prophezeie ihm eine ähnliche Zukunft wie die Britisch-Kaffrarias, das ja auch von deutschen Auswanderern kolonisiert worden ist."

Nur erklärt er, **daß Deutschland es aufgeben müsse**, die **Eingeborenen**, die den niedrigsten Typen der menschlichen Rasse angehören, **reformieren zu wollen. Das sei ein hoffnungsloses Beginnen.** Die Hereros müssen nach seiner Überzeugung nach australischem Vorbild auf Reservationen abgeschoben und pensioniert werden. Nur durch die weiße Besiedlung ist das Aufblühen der Kolonie zu erhoffen. —

Reservationen für die Hereros waren erst von dem Augenblick an möglich, in dem die Zahl der Eingeborenen eine weit geringere war als vor dem Hererokrieg. In der Eingeborenenpolitik, die Samuel 1911 empfahl, liegt also indirekt geradezu eine Zustimmung zu der im Verlauf des Aufstandskrieges erfolgten starken Verminderung ihrer Zahl. Deutsche Auswanderer sollen das Land kolonisieren, wie sie Britisch-Kaffraria kolonisiert haben! Und man soll der teutonischen Manie entsagen, aus den Schwarzen etwas Besseres machen zu wollen als sie sind! — Haben wir wirklich nötig, uns von der Nation, der dieser Ratgeber angehört, Kolonialmoral beibringen zu lassen?

Ein südafrikanischer Arbeitervertreter.

In einer großen Versammlung zu Kapstadt hat ein südafrikanisches Parlamentsmitglied, der der Arbeiterpartei im Unterhaus angehörige Dr. Haggar, vor einigen Jahren eine Rede gehalten, die dort größtes Aufsehen erregt hat. Haggar wandte sich nämlich gegen die, die auch für Südafrika eine „deutsche Gefahr" an die Wand malten und erklärte es geradeheraus für im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Deutschland in den nächsten zwanzig Jahren Südafrika angreifen werde. Dann aber ging er noch weiter und gab freimütig seiner Meinung dahin Ausdruck, daß Südafrika nichts weniger als Schaden davon haben würde, wenn Deutschland oder sein Einfluß dazu beitrüge, gewisse Einrichtungen und Verhältnisse in Südafrika umzugestalten. Wenn die Deutschen etwa die Diamanten-, Gold- und Kohlenbergwerke Südafrikas übernähmen, so würde niemand davon Schaden haben (erklärte Dr. Haggar), da diese Unternehmungen ohnehin nur zum Vorteile Fremder betrieben würden; die Arbeiter aber würden sich jedenfalls nicht schlechter stehen als jetzt, und wenn am Rande die deutschen Kontrolleinrichtungen eingeführt würden, so würden dort nicht solch skandalöse Zustände möglich sein, wie sie gegenwärtig dort herrschten. Dr. Haggar erklärte die Arbeiterverhältnisse am Rande für eine wahre Schande und fügte hinzu:

„Wenn Deutschland von Südafrika Besitz ergriffe, würden die Arbeiter besser daran sein."

Diese Ausführungen des Dr. Haggar, deren Inhalt wir hier nach dem Bericht der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" vom 2. Juli 1912 wiedergeben, liefern den Beweis, daß ebenso wenig wie die südafrikanischen Kapitalisten (vergleiche die Äußerungen von Henry Samuel) die südafrikanischen Arbeiter die Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika als anstößig empfunden haben. Im Gegenteil, vom Arbeiterstandpunkt sprach Dr. Haggar den Deutschen sein Vertrauen aus.

Deutsche Kolonialmethoden im Urteil der „Times“.

In der Handelsbeilage der „Times“ lesen wir folgende recht schmeichelhaften Ausführungen über deutsche Kolonialmethoden:

„Wo kann der Kaufmann nach neuen Feldern seiner Betätigung suchen? In Französisch-Dahome oder am französischen Kongo? Vor zehn Jahren würde man gesagt haben, daß, wo auch immer die Trikolore flattert, den englischen Kaufmann nur Mißerfolge erwarten, und selbst jetzt findet niemand außer Franzosen dort einiges Entgegenkommen. Blinde Selbstsucht charakterisiert den Deutschen dagegen nicht: wenn er eine Kolonie erwirbt, lädt er alle, Deutsche und Engländer, Portugiesen oder Franzosen ein, ihr Kapital und ihren Handel dorthin zu tragen. In keiner der westafrikanischen Kolonien wird der Kaufmann freundlicher ermutigt als in Deutsch-Togoland und Kamerun, wo Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit das Motto der herrschenden Macht ist. In Duala teilte mir ein englischer Kaufmann mit, daß der Gouverneur zweimal jährlich alle Beamten, Kaufleute und Missionare zur Beratung zusammenruft. Man stelle sich den englischen Gouverneur von Sierra Leone, der Goldküste oder Süd-Nigerien vor, ob er einen so radikalen Schritt täte, und noch dazu Deutsche einladen würde zur Mitberatung! Was interne Verordnungen anbetrifft, so mag der Deutsche in Togo despotisch erscheinen, wenn er Gesetze im Interesse der häuslichen wenn nicht gar persönlichen Reinlichkeit erläßt. Eine weggeworfene Konservenbüchse hinter dem Hause, ein zerbrochener, halb mit Wasser gefüllter Krug, der Aufenthaltsort fieberübertragender Moskitos, eine ungereinigte Türschwelle oder ein schadhaftes Dach wird dem Missetäter eine Geldstrafe von einem Pfund Sterling zuziehen. Daraus ergibt sich aber

auch, daß selbst der schlimmste Nörgler bei einer Promenade in Lome Freude empfinden muß. Derselbe Grundsatz herrscht bei kommerziellen Angelegenheiten. Das Gouvernement behält sich vor, allen Schiffen entgegen zu fahren, die Ladung für die Kaufleute zu übernehmen, sie durch die Brandung zu führen und sie an der Tür des Warenlagers abzuliefern. In gleicher Weise werden die Produkte des Kaufmanns, Öl, Kopra, Getreide, Palmkerne und Elfenbein an Bord der Schiffe gebracht, die jenseits der Brandung rollend und stampfend vor Anker liegen. Das Gouvernement berechnet für seine Dienste eine Abgabe, das ist richtig; doch wenn irgend einer das als Härte ansehen wollte, so darf er nicht vergessen, daß jeder die gleiche Abgabe zu zahlen hat, und daß wiederum alle befreit sind von dem unvermeidlichen Ärger, von der Seemannsgrobheit ungeduldiger Schiffsoffiziere und anderen unangenehmen Begleiterscheinungen, ganz abgesehen von den Unterhaltungskosten von Landungsbooten und ihrer Mannschaft."

Ist es nötig hinzuzufügen, daß nicht die Kriegs-„Times" von 1918, sondern die vom Januar 1913 sich in dieser Weise äußerte?*) Es fragt sich nur, welcher „Times" ist mehr zu glauben, der „Times" von 1913 oder der von 1918?

*) Vergl. auch „Hamburger Nachrichten" vom 27. Januar sowie „Deutsche Post" vom 25. Januar 1913.

Die britischen „Afrikaner“ über das deutsche Kolonialsystem.

Um die gleiche Zeit etwa, der das eben angeführte Urteil der „Times“ entstammt, äußerte sich das hochangesehene Zentralorgan aller britischen Afrikainteressen, „The African World“, über die Darlegungen des Staatssekretärs Dr. Solf gelegentlich der zweiten Lesung des deutschen Kolonialetats für 1913/14 im deutschen Reichstag. In den Ausführungen dieser Zeitschrift heißt es (Nr. 540 vom 15. März 1913):

> „Alle europäischen Nationen mit Besitzungen, die starke afrikanische Bestandteile aufweisen — häufig kommen Tausende von Schwarzen auf einen einzigen Weißen — haben viele gemeinsame Probleme zu lösen, und für ihre Bewältigung sollten dieselben allgemeinen Grundsätze gelten, wenn auch deren Anwendung je nach Herkommen und örtlichen Bedürfnissen verschiedenartig sein mag. Dr. Solf hat große Reisen gemacht in den überseeischen Ländern, die seiner Verwaltung unterstehen, und es zeigt sich, daß er von diesen Reisen Nutzen gezogen hat. Für Kolonien gilt noch mehr als für andere Länder, daß sie nicht auf Grund von starren Regeln verwaltet werden dürfen, wie schön sich diese Regeln auch in den Lehrbüchern ausnehmen mögen. Was in der Verwaltung afrikanischer Kolonien vor allem nötig ist, ist ein gründliches Verständnis für die Bevölkerung mit ihren Vorzügen und Schwächen, eine einsichtige Durchführung der Politik des unterworfenen Staates, die gleichzeitig tatkräftig und von menschlicher Rücksicht auf die Eingeborenen geleitet sein muß, wohlwollende und kühl überlegende Beamte an Ort und Stelle. Nach diesen Richtlinien ist die erfolgreiche britische Verwaltung in Ost- und Westafrika in den letzten fünfzig Jahren zu Werke gegangen. Der deutsche Kolonial-

minister hat augenscheinlich viel von seinem Einblick in die britische Verwaltung in diesen Ländern gelernt. Es ist ein Irrtum, **anzunehmen, wie es oft geschieht,** daß **die Eingeborenen** in den deutschen Kolonien wie **Rekruten auf dem Kasernenhof regiert werden. Das ist durchaus nicht der Fall.** Dr. Solfs Rede zeigt, daß **die deutsche Kolonialverwaltung** von **denselben Grundsätzen gelenkt wird, die die englische Politik** in Ost- und Westafrika leiten, und die sich in diesen Gegenden des schwarzen Erdteils so erfolgreich erwiesen haben."

Ein Kolonialengländer aus der Südsee.

Professor Macmillan Brown, der 21 Jahre Lehrer an der Universität Canterbury auf Neuseeland war, hat, als er in Pension ging, eine Reise durch die Südsee gemacht und dabei auch ethnographische Studien in den deutschen Südseekolonien getrieben. In einer Rede, die er in England hielt, sagte er über die deutsche Verwaltung auf den Südseeinseln (vergl. „Daily Telegraph" vom 27. 8. 1913):

> „Die Deutschen behandeln die Eingeborenen in den Karolinen- und Marschall-Inseln sehr gut; ich habe die Methode des dortigen Bezirksamtmanns Kersting genau beobachtet; er hat große Sympathien für die Eingeborenen und steht in einem engen Konnex mit ihnen, er tut alles, um sie gesund und glücklich zu machen und ich kann mir keinen besseren Beamten denken als ihn."

Dies Urteil ist ein knappes Jahr vor dem Beginn des Weltkrieges gefällt worden. Damals hielt es Brown sogar für richtig, die deutsche Verwaltung in einen vorteilhaften Gegensatz zur spanischen zu stellen, von der er in seiner Rede behauptete, daß sie „die Eingeborenen tatsächlich ausgerottet" habe. Ein Jahr später war es ein Dogma aller Kolonialengländer der Südsee geworden, daß die Deutschen nie wieder als Herren ihren Fuß auf eine der von ihnen bis dahin so ausgezeichnet verwalteten Inseln setzen dürften!

Vor Ausbruch des Weltkrieges.

Am 13. Januar 1914 hielt der Rektor der Münchener Handelshochschule, Professor Moritz J. Bonn, im Royal Colonial Institute in London eine Vorlesung über die deutsche Kolonialpolitik, in der er in durchaus wissenschaftlich-kritischer Weise, aber selbstverständlich auch überzeugt von der Notwendigkeit und dem Wert der Sache, die koloniale Arbeit Deutschlands schilderte und beleuchtete. Manche der Ausführungen des Professors Bonn sind seitdem während des Weltkrieges — in irreführender und gehässiger Form, aus dem Zusammenhang gerissen — von den Engländern gegen die deutsche Kolonialpolitik ausgebeutet worden. John H. Harris, Evans Lewin und viele andere haben sich der kritischen Stellen dieser Vorlesung mit bedient, um die deutsche Kolonialpolitik vor dem feindlichen und neutralen Auslande in Grund und Boden hinein zu verschwärzen und für eine völlige Beraubung Deutschlands an seinen Kolonien Propaganda zu machen. Angesichts dieser wenig anständigen Versuche, die nach Objektivität ringenden Ausführungen eines deutschen Gelehrten gegen sein Vaterland auszuschlachten, muß hier mit doppeltem Nachdruck daran erinnert werden, daß hoch angesehene Autoritäten des imperialistischen und kolonialen Großbritannien die Bonnschen Darlegungen zum Anlaß nahmen, um in der gleichen Sitzung des Royal Colonial Institute am 13. Januar 1914 ihre Sympathie mit den kolonialen Bestrebungen Deutschlands auszudrücken. Diese Herren konnten also keinesfalls aus den Ausführungen des Professors Bonn den Eindruck gewonnen haben, daß die deutsche Kolonialpolitik überflüssig und verfehlt, ja nicht einmal vor den Augen der deutschen Beurteiler selber zu halten und zu rechtfertigen sei. Im Gegenteil, sie ließen volles Verständnis dafür erkennen, daß Deutschland als neue Kolonialmacht selbstverständlich erst Lehrgeld zahlen und opferreiche Erfahrungen sammeln mußte, ehe es imstande war, mit alt erfahrenen Kolonialstaaten Schritt zu

halten, und gestanden zu, daß es nichts destoweniger auch nach ihrer Auffassung mit gutem Erfolg in den kolonialen Wettbewerb eingetreten ist. Auch in diesem hochangesehenen und sachverständigen Kreise von Kolonialpolitikern scheute man sich nicht, die deutschen Kolonisationsmethoden in manchem sogar den Engländern als Muster vor Augen zu stellen. Wir folgen in unserer Wiedergabe dem Bericht des „United Empire" Heft 2 vom Februar 1914:

1.) Viscount **Milner**, der Vorsitzende, äußerte sich wie folgt:

„Großbritannien hat eine lange und vielseitige Erfahrung als kolonisierendes Land. Deutschland ist verhältnismäßig ein Neuling auf kolonialem Gebiet und hat sich, nachdem es eingetreten ist, seiner ungewohnten Aufgabe mit charakteristischer Gründlichkeit und Energie unterzogen. Es wäre ein großer Fehler zu glauben, daß wir von seiner Erfahrung auf diesem Gebiete nichts zu lernen haben, wie auch Deutschland viel, auf jeden Fall aber etwas, zu lernen hat von unserer langen Geschichte als Kolonialvolk. Stolz wie wir auf unseren alten Beruf in dieser Hinsicht sind, wäre derjenige ein sehr oberflächlicher oder unerfahrener Mensch, der dächte, wir wüßten alles, was über Kolonialpolitik zu wissen ist, oder wir könnten es uns leisten, die Anstrengungen und Erfahrungen anderer Nationen zu mißachten, welche denselben Aufgaben, die wir haben, gegenübergestellt sind.

Wir haben alle Hände voll zu tun, gerade in dieser Hinsicht zu voll, als daß uns Zeit oder Entschuldigung bliebe für Feindseligkeit und Neid. Andererseits ist Raum genug für ehrbaren Wetteifer, die materiellen Hilfsquellen dieser reichen Länder zu entwickeln und das Prestige der europäischen Zivilisation unter ihren primitiven Völkern aufrecht zu erhalten."

2.) George Foster, Parlamentsmitglied und Handelsminister von Kanada:

„Wir waren immer geneigt zu glauben, daß das britische Reich und Volk ein bedeutendes Kolonialvolk ist, und sicherlich ist sein Ruf ein sehr stolzer und berühmter gewesen, aber die Kraft und Stärke und das System, mit dem Deutschland sich in den letzten Jahren der Arbeit

der ausländischen Kolonisation unterzogen hat, ist sehr beachtenswert gewesen. Ich hatte immer schon einen Einblick darin und ich freue mich darüber, feststellen zu können, daß ich von jetzt ab noch einen deutlicheren Begriff davon haben werde."

3.) Sir Lucas:

„Professor Bonn hat soeben über die deutsche Kolonialpolitik gesprochen. Vergegenwärtigen Sie sich auch, daß das eine Arbeit von nur 30 Jahren ist? Es ist die fabelhafte Leistung eines großen Volkes. Man hat uns gesagt, daß die Deutschen im Nachteil wären, weil sie die Überseearbeit begannen, als der Rest der Welt aufgeteilt war. Aber sie sind auch andererseits wieder im Vorteil gewesen; da sie später damit anfingen, haben sie durch die Fehler anderer Leute Vorteile errungen, und es gibt nichts Wertvolleres und nichts Erfreulicheres, als die Fehler der Älteren zu studieren. Und als ein wissenschaftliches Volk haben sie sich zu einer Zeit dieser Arbeit unterzogen, als die Macht der Wissenschaft bereits entwickelt war. Die Engländer, Franzosen und Holländer machten Fehler über Fehler vom Zeitalter des Dampfes bis zur Elektrizität, aber die wissenschaftlichste Nation der Welt hat die Arbeit zu einer Zeit aufgenommen, als die wissenschaftlichen Kräfte ihren Höhepunkt zu erreichen begannen. Die Deutschen haben noch einen anderen Vorteil gehabt; sie sind ein Volk, das selbst weiß was es will, und da sie gute Sprachkenner sind, wissen sie auch für gewöhnlich, was andere Leute wollen. Wir sind nicht gute Sprachkenner, geben uns nicht die Mühe, anderer Leute Wesen zu studieren."

4.) Robert Melville:

„Die Kolonialvölker sollten gemeinsame Bestrebungen haben, statt wie jetzt gegeneinander zu arbeiten und zu streiten. Achtung ist der wissenschaftlichen Art und Weise, mit der Deutschland seine Hilfsquellen entwickelt hat, bereits gezollt worden; es war keine Frage, daß Deutschland weitere gewaltige Fortschritte gemacht hat. Die Arbeitsmengen, die Deutschland im Kolonisieren geleistet hat, gereichen ihm zur Ehre."

John H. Harris für eine Vergrößerung der deutschen Kolonien.

Unter den Engländern, die während des Weltkrieges die deutsche Kolonialpolitik in Grund und Boden hinein kritisiert haben, befindet sich der Missionar und Kolonialpolitiker John H. Harris, ein Mann, der den Mut hat, in einer gegen die Rückerstattung der deutschen Kolonien an Deutschland gerichteten Broschüre (Germanys lost Colonial Empire, London 1917) die Behauptung aufzustellen, der herrschende Gesichtspunkt bei der britischen Expansion sei in der Mehrzahl der Fälle ein aufrichtiger Wunsch gewesen, in erster Linie das Wohl der Bewohner zu suchen, über die die britische Flagge gehißt wurde — während die bösen Deutschen natürlich im Gegensatz dazu stets nur den eigenen Vorteil vor Augen gehabt hätten (S. 12/13 l. c.). Vor dem Kriegsausbruch ist John Harris keineswegs geneigt gewesen, das Kolonialproblem in ähnlicher Weise zugunsten Englands und zum Schaden Deutschlands zu simplifizieren. Man kann ihm — dem Harris von vor dem Kriege — vielmehr ein wirklich anerkennenswertes Bestreben nach Objektivität zuerkennen. In seinem Buch „Dawn in darkest Africa", Dämmerung im dunkelsten Afrika, das kurz vor Ausbruch des Weltkrieges 1914 in London erschien, befürwortet Harris sogar die Vergrößerung des deutschen Kolonialgebiets in der hier mitgeteilten Form und Begründung:

> „Wenn Frankreich und Belgien zusammen angeregt werden können, den ganzen oder doch einen Teil des belgischen Kongo an Deutschland abzutreten, würde eine verhältnismäßig kurze Route von den oberen Stromstrecken des Kongo nach dem Meere möglich sein. Wenn man diese beiden Mächte zur Abtretung an Deutschland bringen könnte, würden sie den Frieden der Welt sichern. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Handel nichts zu fürchten hätte, denn Deutschland heißt die Handelsführung aller Nationen willkommen und behandelt sie gut. Den deutschen Firmen

werden keine Vorzugsrechte eingeräumt, welche den Vertretern der anderen Mächte schaden können; dahingegen ist es eine Tatsache, daß Kaufleute sich weigern, ihre Handelsbeziehungen im französischen oder belgischen Kongo auszudehnen wegen der Einschränkungen und lästigen Steuern und Abgaben, die ihnen auferlegt werden. Die Hauptschwierigkeit ist die Behandlung der Eingeborenen. **Wenn es angängig wäre, die Eingeborenen zu befragen, so würden sie zweifellos in beiden Kolonien für eine Abtretung an Deutschland ihre Stimmen abgeben,** nicht weil sie etwas über die deutsche Art der Behandlung wissen, sondern weil sie hoffen würden, daß der Wechsel sie nicht in eine schlimmere Lage bringen würde als die, in der sie sich gegenwärtig befinden; die deutsche Verwaltung des französischen Kongos könnte nicht drückender sein, als die jetzige französische, und im belgischen Kongo **würden die Eingeborenen menschlicher und gerechter behandelt werden** als jetzt. Schließlich kann man auch hoffen, daß die deutsche Verwaltung im Laufe der Zeit weniger streng in der Theorie, menschlicher in der Praxis werden wird. **Das Kongobecken würde** im Ganzen genommen, sowohl vom wirtschaftlichen Standpunkt als auch vom Standpunkt der Eingeborenen aus betrachtet, **durch eine Übertragung an Deutschland gewinnen.**"

Sir Harry Johnston für Vergrößerung der deutschen Kolonial- und Einflußgebiete.

Von einem umfassenderen Gesichtspunkt als Harris beschäftigte sich der wiederholt zitierte Sir Harry Johnston in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges mit den welt- und kolonialpolitischen Interessen Deutschlands. Er unternahm nichts weniger als den Versuch, ein vollständiges System der welt- und kolonialpolitischen Verständigung auszuarbeiten, mit dessen Hilfe es ihm möglich zu sein schien, der drohenden Weltkatastrophe vorzubeugen. Seine Gedanken hierüber legte er in dem Buche „Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik" nieder, das am Neujahrstage des Jahres 1913 in London erschien. Ernst Vohsen hat sich das Verdienst erworben, dem deutschen Publikum eine deutsche Übersetzung dieses gedankenreichen Buches zugänglich zu machen (Berlin 1917), auf die an dieser Stelle besonders hingewiesen sein mag, und der wir einige charakteristische Stellen entnehmen. Johnston erkennt sehr wohl die Gründe, die das Deutsche Reich zu welt- und kolonialpolitischer Betätigung nötigen. Er schreibt darüber u. a. (S. 50):

> „Das deutsche Volk als Ganzes ist aus zweierlei Gründen dazu entschlossen, sich kolonial auszudehnen: Erstens, weil sein Land bei weitem nicht die Menge von Rohstoffen liefert, deren seine Industrie bedarf, und es sich daher für die Zukunft die Herrschaft über oder den Zugang zu den unerschlossenen Teilen von Asien, Afrika und Amerika sichern will, wo diese Rohstoffe zu haben sind oder angebaut werden können. Zweites muß es in dieser Zeit, wo alle Reiche über ihre Grenzen hinausstreben, die Sicherheit haben, daß ein genügender Teil der bewohnbaren Erdoberfläche für den Absatz deutscher Fabrikate oder Industrieerzeugnisse zugänglich bleibt. Es hat seit der Gründung des deutschen Reiches im Jahre 1871 und dem ungeheuren

industriellen Aufschwung, der darauf folgte, schnell und klar begriffen, daß es etwas spät in den Wettbewerb um die Kolonien eingetreten ist. Ja, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war es nahe daran, bei dem allgemeinen Streit um das kolonisierbare Afrika, Asien und Polynesien überhaupt nichts abzubekommen."

Zur Befriedigung der deutschen Bedürfnisse empfiehlt Johnston zweierlei Zugeständnisse: Erstens einmal in Afrika durch Vereinbarungen, die in Ostafrika und im Kamerun-Kongogebiet den deutschen Besitzstand beträchtlich ausdehnen würden. Zweitens eine Begünstigung des deutschen politischen und wirtschaftlichen Einflusses über die Donauländer und den Balkan hinweg bis nach Kleinasien und Mesopotamien. Wie er sich im Einzelnen die Durchführung dieser Dinge denkt, mag der Leser in der erwähnten deutschen Ausgabe seiner Schrift nachlesen. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß dieser erfahrene Afrikaner damals jedenfalls ebensowenig wie 15 Jahre zuvor daran dachte, die Deutschen als kolonialpolitisch unfähig oder gar unwürdig hinzustellen. Wie er in der zweiten Auflage seines Buches über die Geschichte der Kolonisation Afrikas (Cambridge 1913) auch die Geschichte der schweren Kämpfe in Deutschostafrika, Kamerun und Deutschsüdwestafrika ohne Übelwollen gegen Deutschland darstellt und den Jahre nach ihrem Abschluß erreichten Zustand der deutschen Kolonien als durchaus befriedigend erscheinen läßt, so enthält auch sein erwähntes Buch nicht die geringste Andeutung einer geringschätzigen Beurteilung deutscher Kolonialmethoden. Mit seinem Rat, den deutschen Ausdehnungsbedürfnissen in Afrika in einem verhältnismäßig weit gesteckten Rahmen Rechnung zu tragen, würde eine solche ja auch unvereinbar sein.

Nicht weniger unbefangen — für einen Engländer — sind Johnstons Darlegungen über die Ausdehnung des deutschen Einflusses über den Balkan nach Kleinasien und Mesopotamien. In dieser Hinsicht schreibt er u. a. (S. 61 ff.):

„Die Befriedigung der österreichischen Wünsche auf der Balkanhalbinsel könnte zu einer Befriedigung der deutschen Wünsche hinsichtlich eines Auswegs nach dem Mittelmeer führen. Das wiederum würde den Druck, den Deutschland auf Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich ausübt, ungeheuer erleichtern, den Weg bahnen zu einem vollkommenen Einverständnis zwischen Deutschland und Frank-

reich, und Großbritannien von der Sorge befreien, daß Deutschland eine atlantische Macht zu werden beabsichtigt. Österreichs Übergewicht als eine Art Herrscher über die Balkanstaaten nördlich von Griechenland würde indirekt dem deutschen Handel nützen, der immer mehr mit dem österreichischen verschmilzt. Das türkische Sultanat würde möglicherweise nicht untergehen, sondern innerhalb gewisser Grenzen von deutschen Beratern geleitet und beherrscht werden. Deutschland würde überhaupt diejenige Macht sein, die bei der Regierung und wirtschaftlichen Entwicklung Kleinasiens hauptsächlich mitzusprechen haben würde. . . . . Im übrigen würde die asiatische Türkei — ohne Armenien, das man Rußland überlassen könnte — für Deutschland das werden, was Ägypten für England ist — ein Königreich, das der Kultur erschlossen, regeneriert und vielleicht durch die Durchdringung mit arischen Kaukasiern verjüngt und umgestaltet werden könnte. So gewönne man ein prächtiges Betätigungsfeld für die Kräfte Deutschlands und Österreichs, genug, um sie auf wenigstens ein Jahrhundert zu beschäftigen, zu bereichern und zu beglücken."

Auch eine Angliederung Russisch-Polens an Zentraleuropa befürwortet Johnston in diesem Zusammenhang, und faßt seine Anregungen schließlich in den folgenden Sätzen zusammen (S. 74/75):

„Deutschland und Österreich gefährden den Weltfrieden nur, solange sie innerhalb ihrer jetzigen Grenzen eingezwängt bleiben. Man lasse sie sich ausdehnen zu einem Bunde mit Ungarn, den Balkanstaaten und einem großen Teil der Türkei, und sie werden in vielfacher Beziehung ein Unterpfand des Glückes sein . . . . Und für Westeuropa im allgemeinen würde dieser zentraleuropäische Bund ein willkommenes Bollwerk bilden gegen die rasch sich vermehrenden russischen Millionen."

Es sei erlaubt, noch hinzuzufügen, daß Johnston seine Anschauungen über die deutsche Kolonialpolitik auch während des Krieges nicht geändert hat. Nach der englischen Eroberung von Deutsch-Ostafrika erklärte er in den „Daily News" unter anderm:

„Deutschland hatte das Glück, einige gute Gouverneure hinausschicken zu können, die mit den Eingeborenen auf gutem Fuß standen. Tatsächlich war die deutsche Herrschaft

von den neunziger Jahren an bis zum Ausbruch des Krieges keineswegs unbeliebt in Ostafrika. Die führenden Häupter der Eingeborenen wurden behandelt, wie wir die indischen Rajahs behandeln, und die Araber wurden so vollkommen mit der deutschen Herrschaft versöhnt, daß sie starke Bundesgenossen der Deutschen wurden."

Diese Sätze eines ersten Landeskenners und Sachverständigen klingen ohne Zweifel viel besonnener und darum auch weit vertrauenerweckender als die aufgeregten Deklamationen gewisser Hetzer, die uns jetzt geradezu als eine Art weißer Teufel hinstellen möchten, um Deutschlands Ansprüche auf Rückerstattung seiner Kolonien auch mit diesem verächtlichen Mittel niederzuboxen und eine den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der politischen Weisheit entsprechende Lösung dieser Frage zu hintertreiben. Daß Johnston trotzdem schließlich auf die Seite der sich unversöhnlich gebärdenden Gegner Deutschlands getreten ist, tut dem sachlichen Gewicht seiner früheren ruhigen und reiflich erwogenen Urteile sicher keinen Abbruch.

Morel gegen den letzten Johnston.

Gegen den Johnston, der sich im Lauf des Krieges auf die Seite der scheinbar unversöhnlichen Feinde Deutschlands gestellt hat, appellieren wir an den früheren Johnston, der vom Geist des Friedens und der Verständigung beseelt war. Wir appellieren, noch deutlicher ausgedrückt, an seinen Freund E. D. Morel, der den Kampf gegen die Kolonialmethoden im Kongostaat Leopold II. geführt hat und ganz sicher nicht in den Ruf gebracht werden kann, gegen koloniale Mißstände gleichgültig zu sein. Wenn Morel der Meinung ist, daß die Deutschen ihre Kolonien wieder bekommen sollen, so kann unmöglich noch von einer unausrottbaren Mißwirtschaft in ihnen die Rede sein, unmöglich die koloniale Unfähigkeit der Deutschen behauptet werden. In seinem Buch „Truth and War" (London 1916) schreibt Morel S. 269 über diese Dinge:

> „Ich fühle mich verpflichtet, zu erklären, daß mir Sir Harry Johnstons Vorschlag, Deutschland von jeder Beteiligung an afrikanischer Territorialherrschaft auszuschließen, schlecht und unzweckmäßig erscheint. Vom Gesichtspunkt der Interessen der Eingeborenen-Bevölkerung wäre es gerechtfertigt, wenn die deutsche Herrschaft in Afrika sich sehr viel schlimmer gezeigt hätte als die anderer Mächte, die in Afrika Hoheitsrechte ausgeübt haben oder ausüben. Aber das ist keineswegs der Fall. Es hat in der deutschen Verwaltung nichts den scheußlichen Tragödien im Kongofreistaat und im französischen Kongogebiet Vergleichbares gegeben — im letzteren in so auffallendem Kontrast zur französischen Herrschaft im Norden der Bights. Der Guerillakrieg gegen die Hottentotten in Südwestafrika war durch manche grausamen Vorkommnisse gekennzeichnet, — aber so ist es bei anderen afrikanischen Feldzügen auch gewesen, die andere Mächte unternommen haben, und Sir Harry Johnston wird der erste sein, der das zugibt. Eine europäische Verwaltung

in Afrika darf billigerweise nicht nach dem beurteilt werden, was im Kriegszustande vor sich geht. Wessen Ruf würde sonst sauber sein? Die deutsche Herrschaft in Afrika hat sicher offene Fehler gehabt. Aber sie war in einem ständigen Fortschritt. Die letzten beiden deutschen Kolonialstaatssekretäre waren eifrige Reformer. Der letzte hat persönlich die britisch-westafrikanischen Besitzungen aufgesucht (was mehr ist, als je ein britischer Kolonialstaatssekretär getan hat) und offen seine Bewunderung für unsere Politik in Nigerien ausgesprochen. Er war damit beschäftigt, die deutsche Politik in derselben Richtung zu orientieren, als der Krieg ausbrach. Eine einflußreiche Richtung unter Führung von Westermann und Vohsen war in Deutschland erstanden zugunsten einer Eingeborenenpolitik, ähnlich der die wir mit Glück in Nigerien und an der Goldküste befolgt haben. Die Verwaltung eingeborener Rassen war für Deutschland ein ganz neues Problem. Es lernte und gewann durch seine Fehler. Ein entschieden zugunsten Deutschlands sprechender Punkt gegenüber anderen europäischen Mächten außer England war die Aufrechterhaltung der offenen Tür für den internationalen Handel und dies hat einen bedeutenden direkten Einfluß auf die Interessen der Eingeborenen. Vom Standpunkt der Eingeborenen würde daher eine Politik, die Deutschland von Afrika ausschlösse, keineswegs gerechtfertigt sein."

Morel weist dann noch darauf hin, daß auch aus einem weiteren Gesichtspunkt, als lediglich dem der Eingeborenenpolitik betrachtet, die Ausschließung Deutschlands aus Afrika verfehlt wäre: Sollten die Alliierten in die Lage kommen, derartige Pläne zu verwirklichen, so würden sie nicht die Saat zu einem dauernden Frieden, sondern die zur Erneuerung des Konfliktes ausstreuen:

„Mit welchem logischen Recht könnte man Frankreich zu Deutschland sprechen lassen: Ich mit meinen 40 Millionen Menschen beanspruche das Recht, 4½ Millionen Quadratmeilen afrikanischen Territoriums zu besitzen, die ich gegen deine Güter absperre, und ich beanspruche das Recht, meine Besitzungen auch weiterhin auszudehnen; aber ich verweigere dir, mit deinen 65 Millionen und deiner hohen Geburtsrate und deinem wachsenden Auslandshandel, das Recht auf einen Fußbreit afrikanischen Bodens? Oder mit welchen

Vernunftgründen könnte Britannia der Germania erklären: Meine Flagge weht über ein Fünftel der Erdoberfläche, aber obschon deine Bevölkerung größer ist und schneller wächst als meine, verweigere ich dir nicht allein das Recht auf den Besitz eines Fußbreit Bodens in Afrlka, ich beanspruche obendrein selber das Recht, wenn es mir paßt, das Ganze meines kolossalen Besitzes mit einem Tarifwall gegen dich zu ummauern?"

Auf diesem Wege, schließt Morel diese Betrachtungen (S. 272 l. c.), liegt nicht der Friede, sondern endloser Hader, nicht Staatsklugheit, sondern Wahnsinn, nicht Erleichterung für die Völker Frankreichs, Englands und Deutschlands, sondern vermehrte Bürden.

Inhaltsangabe.